

Die goldenen Ringe

Von Lindy

Berkins beugte sich über den Tisch. „Schauen Sie sich mal die junge Dame an, die eben hereingekommen ist“, flüsterte er leise, „sieht sie nicht aus wie Nofroteie, der man ein weißes Leinentuch angezogen und einen kleinen, weißen Hut aufgesetzt hat?“

Tatsächlich, es stimmt! Ich sah so, daß ich das Mädchen — sie war höchstens achtzehn Jahre alt — in einem Spiegel der Wandverkleidung sehen konnte: dieselben feingezichneten Brauen, der kräftige und doch wohlgeformte Mund und vor allem die großen, wunderbaren, ganz wenig schräg stehenden Augen. Nofroteie, herausgestiegen aus ihrem gläsernen Gefängnis und lebendig geworden, beim Frühstück in einem Speisewagen der Sudan Government Railway! „Nennen Sie diese Dame, Captain?“ fragte ich mit leiser Hoffnung, denn Berkins sah schon manches Jahr hier im Sudan und war ein lebendiges Adreßbuch, „ist sie eine Negyppterin?“

Er nickte. „Die Tochter von El Mutaba, dem großen Baumwollmann. Aber lassen Sie die Hände davon, junger Freund, sie ist ein hoffnungsloser Fall!“

Das klang reichlich mysteriös und reizte meine Neugier nur noch mehr. Doch der Hauptmann hatte auf einmal sein englisches Gesicht aufgesetzt und dagegen hätte man nicht einmal mit einem Zehn-Tonnen-Tank etwas ausrichten können!

Ich war damals für eine große Maschinensfabrik unterwegs und verkaufte Pumpen, Bewässerungsanlagen und solches Zeug. Es ergab sich ganz von selbst, daß ich Saneha El Mutaba im Hause ihres Vaters kennenlernte.

Ich hatte dem Alten eine moderne Pumpenanlage verkauft und als dann die Maschinen mit den Monteuren ankamen, lud er mich ein, für die Dauer der Montage bei ihm zu wohnen. Ich nahm mit Freude an, denn erstens war es umständlich, die Pflanzungen von Wad el Ran mit dem Auto zu erreichen und dann reizte es mich doch ungemein, hinter dieses Geheimnis zu kommen, von welchem das Mädchen anscheinend umgeben war und von dem mir in Khartoum, wo der Matrosch ärger blüht als in einer kleinen Provinzstadt, schon einiges an Ohren gekommen war.

Ran hatte mir in Wad el Ran ein sehr nettes Zimmer angewiesen, dessen Tür auf einen kleinen, säulengestützten Hof ging. Ausgezeichnete Pferde standen zu meiner Verfügung, die Aufstellung der Maschinen ging rüstig voran und ich hätte der zufriedenste Mensch der Welt sein können, wenn ich nicht bei Saneha immer wieder wie auf eine unüberwindliche Mauer gestoßen wäre, die jedes Sichnäherkommen vereitelte.

Sie wich mir nicht aus, im Gegenteil. Sehr oft begleitete sie mich zu Pferde auf die Baumwollfelder oder jagte mit mir — eigentlich war sie ein Kamerad, wie man sich ihn nicht besser wünschen konnte. Ich glaube sogar, daß sie mich sehr gern hatte, denn mehr als einmal überreichte ich sie dabei, wie ihr Blick versonnen auf

mir ruhte, besonders an jenen lauen Abenden, wo wir auf dem flachen Dach des Hauses saßen und die Blisse den Strahlen der untergehenden Sonne nach dem Nil überflogen.

In einem dieser Abende war es auch, daß sie mir ihr Herz ausschütten wollte, ich fühlte es, doch durch einen dummen Zwischenfall kam es dann nicht dazu. Ich hatte mir nämlich ein Stück Holz mit auf das Dach genommen und schnitzte mit meinem Messer daran herum. Es sollte ein Pfeifenreißer werden, glaube ich. Durch eigene Ungechlichkeit riß ich mir dabei einen Splinter in den Daumen, direkt unter den Nagel. Damit beschäftigt, ihn herauszuziehen, hörte ich einen leisen Schrei und sah Saneha von ihrem Stuhl sinken. Sie war ohnmächtig geworden. Ich rief den Diener und zusammen trugen wir sie hinunter. Mit der Aussprache war es jedenfalls für diesen Abend nichts mehr.

Sie hatte dann noch einmal einen Ohnmachtsanfall, dessen schaurige Bedeutung mir ebenfalls erst vierzehn Tage später bekannt wurde.

Saneha hatte mir ihren Schmud gezeigt. Es waren sehr hübsche Stücke darunter, die einen erheblichen Wert haben mochten, aber auch allerhand Stram, goldene Gehänge aus Ketten und Münzen, recht barbarisch, wie sie einfache Negypterinnen als Kapitalanlage tragen. Saneha begann gerade wieder die Sachen einzuräumen, als ich am Boden der Truhe etwas leuchten sah. Es war ein breiter, goldener Armreif, der in wunderbarer Arbeit mit altägyptischen Hieroglyphen verziert war.

„Donnerwetter, ist das schön“, staunte ich, „warum tragen Sie denn das Ding nie?“

Saneha war mit einem Male furchtbar bleich geworden.

„Sie sollten ein paar Ohrringe dieser Art haben“, fuhr ich fort, „die müßten Ihnen blendend stehen zu Ihrem schwarzen Haar und dem schmalen Gesicht!“

In diesem Moment sank sie nieder. Ich schob ihr schnell ein paar Stiffen unter den Kopf und ließ in ein Glas Wasser. Als ich es ihr an die Lippen setzte, hob sie langsam ihren Arm, um sich an der Stirne zu fassen, und da —

Ich muß erwähnen, daß Saneha immer Blusen mit langen Ärmeln getragen hatte. So auch heute. Aber beim Sturz mußte wohl ein Knopf gerissen sein, jedenfalls glitt der Ärmel bis zum Ellbogen zurück und ich sah, daß der Arm mit furchterlichen Narben bedeckt war.

„Im Gottes Willen, Saneha“, flüsterte ich, „was ist denn das?“

Sie fuhr hoch, bemerkte meinen Blick und riß den Ärmel wieder herab, daß die Seide mit leisen Knirschen geriss. Dann schaute sie mich mit ihren unergründlichen Augen an.

„Nicht fragen, mein Freund, nicht fragen!“ schluchzte sie auf und strich mir leise über den Kopf.

Das war das letztemal, daß ich sie sah. Am andern Tag rief mich ein Telegramm nach

Khartoum zurück. Ich hatte Besprechungen, die mich fast vierzehn Tage in Anspruch nahmen und inzwischen waren die Maschinen in Wad el Ran fertig aufgestellt. Ich hatte mir zwar vorgenommen, noch einmal hinauszufahren, um mich zu verabschieden, aber vorerst kam es noch nicht dazu. Captain Berkins hatte mir außerdem eine Jagdeinladung zukommen lassen.

„Was macht Nofroteie?“ empfing er mich, als wir eines schönen Morgens aufbrachen. „Jemand etwas neues?“

Ich schüttelte den Kopf und setzte nun meinerseits ein verschlossenes Gesicht auf, was er mit einem feinen Lächeln zur Kenntnis nahm. Er war doch ein patentier Sterk!

Berkins verhalf mir auf dieser Jagd zu meinem ersten Löwen. Die Angelegenheit war eigentlich weniger aufregend, als ich sie mir vorgestellt hatte, das Aufregende kam erst dann, als wir bereits auf der Heimfahrt waren. Wir hatten den Ausflug nach alter Safari-Art gemacht und lagerten den letzten Abend in der Steppe. Berkins hatte die letzte Flasche White Label auf den Tisch gestellt und wollte mir eben eingießen, als ganz in der Nähe ein Schuß fiel. „Manul!“ brummte der Hauptmann, „was fällt dem Sterk denn ein?“

Er meinte anscheinend unsern Dragoman, der als einziger außer uns beiden die Wüste hatte. Gleich darauf trat auch schon die hohe Gestalt des Dolmetschers, ein dunkles Etwas hinter sich herschleppend, in den Lichtschein unseres Feuers.

„Seht, Herr, was ich soeben geschossen habe!“ sagte er aufgeregt.

Der Hauptmann stand auf und beugte sich zur Erde. „Pa — ein Schakal!“ meinte er geringschäßig, „Schade um die Kugeln!“

Doch Hasenin ließ sich nicht beirren. „Ja, Sir!“ bestätigte er, „doch es ist ein Schakal mit Ohrringen!“

Berkins, der sich bereits wieder gefestigt hatte, erstarrte zu Stein. Dann war er plötzlich mit einem Satz bei dem Kadaver und zerterte ihn ans Licht. Hell glänzten da im Scheine des aufstrebenden Feuers zwei goldene Gehänge, die durch die Ohren des Schakals gebohrt waren. Noch ahnte ich nichts von der Ueberraschung, die der nächste Moment mir bringen sollte.

„Ich kaufe dir die Dinger ab, Hasenin“, meinte der Offizier in einem Ton, gegen den es keinen Widerspruch gab, „laß uns jetzt allein!“

Der Mann verschwand, wie vom Erdboden verschluckt.

Berkins hatte die Gehänge aus den Ohren des Tieres gelöst und trat zu mir heran. Ein rätselhafter Ausdruck lag in seinen grauen Augen, als er mir die Dinger entgegenhielt.

Wie gebannt starrte ich auf die ausgedrückte Hand und unterdrückte mit Mühe einen Schrei, der mir aus der Kehle wollte — feingetrieben sah ich altägyptische Hieroglyphen auf dem edlen Metall, in Form und Stil dieselben wie auf dem breiten Armreifen Sanehas in Wad el Ran!

„Perkins!“ rief ich erstaunt und verblüfft, „was soll das heißen?“

Ich werde jene Nacht nie vergessen. Das Feuer brannte herunter, wir merkten es nicht. Draußen, von jenseits des Drahtwerkes, der das Lager umgab, ertollten die Laute der Wildnis — sie glitten ungehört an meinem Ohr vorüber. Ich hatte nur Aufmerksamkeit für den phantastischen Bericht, den mir der Hauptmann gab.

Er erzählte mir von einer geheimen Sekte, die nun wohl bald ausgerottet sei, einer Horde fanatischer Menschen, die an Seelenwanderung glauben und daran, daß der Körper eines Menschen gleichzeitig von einem Tier bewohnt sein könne. Das versuchen sie dann auszutreiben, Sir, auf eine teuflische Art, sage ich Ihnen, nämlich durch Schmerzen! Nie genug Qualen, daß der Besessene daran sterben könnte, Gott bewahre, aber mit tausend kleinen, grausamen Feinheiten! Beliebt sind zum Beispiel Holzhäute, die man unter die Fingernägel steckt und dann anzündet — was ist Ihnen Mann?“

Ich hatte wohl aufgestöhnt — arme kleine Koffrierte! Also deshalb konnte sie diesen harmlosen, kleinen Holzsplitter nicht sehen, den ich mir eingerissen hatte!

„Bis es dann eines Tages genug ist!“ fuhr der Hauptmann grimmig fort, „und man aus der Familie des Opfers genug herausgepreßt hat. Dann taucht irgendwo ein Tier auf

— eine junge Gazelle oder ein Schafal. Das wird dann mit einem Schmuckstück des jekt „Befreiten“ versehen und in Freiheit gesetzt!“ Perkins schwieg und stockerte im Feuer.

„Und sind das nun Betrüger?“ fragte ich nach einer Weile, „oder Fanatiker, Verwüster . . .?“

Mein Freund zuckte die Achseln. „Wenn sie in meine Hände fielen, war nicht mehr viel Zeit für sie, mir das zu erklären. Die letzten habe ich hängen lassen vor einem Jahr, als ich Sanaha El Rutaba aus ihren Klauen befreite.“

Als wir dann am nächsten Tag in Khartoum einführten, hielt ich im Grand-Hotel, um nach Bad el Man zu telefonieren. Ich konnte seit gestern ein drückendes Gefühl nicht loswerden und wollte wissen, wie es Sanaha ging. Ich erfuhr schon durch den Portier, bei welchem ich das Gespräch bestellte, daß sie gestern abends gestorben sei — an Herzschlag.

„Um welche Zeit?“ fragte der Captain, der daneben stand, „wissen Sie das zufällig?“

„Genau um zehn Uhr, Sir — ich weiß es, weil nach dem Arzt telephoniert wurde.“

Ich packte Perkins am Ärmel. „Wann schoß Hassenin den Schafal?“ rief ich hervor. „Haben Sie nach der Uhr gesehen?“

Perkins nickte. Genau um zehn Uhr. Aber zerbrechen Sie sich nicht den Kopf darüber, mein Junge, es ist noch so manches Dunkle in diesem Erdteil!“

In der Großstadt

Meine Arme wachsen, wachsen . . . werden weit vor Sehnsucht,
Bis die Hände endlich, endlich . . . wie die reife Baumfrucht
In der besannenen Furchung ruhn, in der geschützten Waldbucht.

Bis sie die rauhe Borke eines Waldbaumes leis ertasten,
Bis sie in einer Quelle mit den Wellchen hüpfend haften,
Bis sie auf Gräsern einer jungen Wiese lächelnd rasten.

Dann ziehn sie sich zurück die Hände und die bloßen
Finger streifen starre Mauern einer großen und grauen Stadt, an der sie sich wund stoßen.

Kitty K u r t i .

Frauen-Rundschau

Die Goldene Stanhope-Medaille, die alljährlich in England für die mutigste Tat verliehen wird, erhielt soeben eine Frau: Evelyn Graham Ivens. Sie hatte unter besonders schwierigen Umständen eine Frau vom Tode des Ertrinkens in Trefath Beach gerettet. Der Herzog von York als Präsident der Royal Suman Society überreichte die Auszeichnung, die damit zum erstenmal an eine Frau gefallen ist.

Die erste mohammedanische Advokatin Syriens wurde soeben am Gericht in Damaskus zugelassen. Bourone Tarazi ist 21 Jahre alt und macht dann ihre juristischen Prüfungen an der französischen Rechtsfakultät in Beirut. Sie gehört einer der ersten Familien des Landes an. Ihr Vater bekleidete früher einen hohen Posten in der kaiserlich-ottomanischen Regierung und war türkisches Parlamentsmitglied. Fräulein Tarazi wird sowohl in arabischer wie in französischer Sprache plädieren und tritt im Monat Jänner zum erstenmal auf.

In Deutschland ist kürzlich durch eine Bestimmung der Regierung den Frauen das Recht entzogen worden, Magistratsstellungen zu bekleiden. Auch als Rechtsanwältinnen dürfen sie nicht mehr tätig sein. Nur die Arbeit in untergeordneten Sekretärposten bleibt ihnen gestattet.

Im schwedischen Parlament sitzen nach den letzten Wahlen anstatt fünf nunmehr zehn weibliche Abgeordnete. Von ihnen sind 6 Sozialistinnen, 2 gehören zur Volkspartei, eine zu den Konservativen und eine zu den Kommunisten.

Vertba Luk, die Vorsitzende der Prasilianischen Gesellschaft für Frauenstimmrecht, wurde soeben bei einer Erstaftwahl in das Parlament gewählt. Sie hatte schon längere Zeit in der Verfassungskommission mitgearbeitet.

Der Präsident der Philippinen richtete eine Vorlesung an die Nationalversammlung, in der er den Antrag eines Gesetzes stellt, das eine Volksabstimmung für das Frauenstimmrecht festsetzen soll.

In China werden an den Wahlen zur Nationalversammlung, die im November stattfinden, alle Frauen und Männer mit gleichen

Max Herb: Australien vergrößert sich

Man hat einstweilen Amerika als das Land der unbegrenzten Möglichkeiten bezeichnet, doch hat es sich inzwischen herausgestellt, daß sich „Gottes eigenes Land“, wie es seine Bewohner stolz nannten, ebenso wenig den wirtschaftlichen Gesetzen und den Krisenstadien entziehen kann wie jeder andere Erdtrich. Es ist merkwürdig, daß gerade jener Teil des Planeten, der wirklich noch (einstweilen noch) unbegrenzten Möglichkeiten vollsteht, im Bewußtsein der Menschheit bis heute eine so geringe Rolle gespielt hat; merkwürdig, doch erklärlich, denn das riesige Territorium Australiens ist erst so wenig erschlossen, daß man die dort sich bietenden Möglichkeiten in ihrem vollen Umfang gar nicht abzuschätzen imstande ist. Sie zu nutzen, wird erst Aufgabe der Zukunft sein.

Jeder Bewohner Australiens hat theoretisch mehr als einen Quadratkilometer Raum zu seiner Verfügung, während in Deutschland und Italien zum Beispiel 140 Menschen, in der Tschechoslowakei 105 und in der Schweiz 101 Menschen auf einem Quadratkilometer sitzen. 48 Prozent der Gesamtbevölkerung Australiens befinden sich in den wenigen Großstädten des Landes, ein Restum, das seinesgleichen auf der Welt nicht mehr findet und in Anbetracht der geringen Besiedlung kurios wirkt; dafür haufen in Nordaustralien, auf einem Gebiet, das größer als England, Frankreich und Deutschland zusammengekommen ist, ganze 5000 Menschen! Und die Einwanderung ist eingeädmet, obwohl ein Geburtenüberschuß zur Zeit kaum vorhanden ist und die Bevölkerungszahl zurückgeht! Weiße Teile Zentralaustraliens können beim heutigen Stand der Technik für die menschliche Siedlung nicht erschlossen werden, aber jene Gebiete, die bewohnbar sind, würden vollausgenutzt, um das Problem der europäischen und indischen Ueberbevölkerung zu lösen.

Angesichts dieser Tatsachen wirkt der Entschluß der Regierung des Australischen Staatenbundes ein wenig eigenartig, ihr Territorium noch zu vergrößern. Durch eine feierliche Proklamation soll das gesamte antarktische Gebiet

vom 45. bis zum 160. östlichen Längengrad, das südlich des 60. Grades südlicher Breite liegt, zum „Schutzbereich“ des Australischen Staatenbundes erklärt werden. Zum leichteren Verständnis sei gesagt, daß damit Süd-Viktoria-Land, Kaiser-Wilhelm-Land und weitere Gebiete, insgesamt etwa 4 Millionen Quadratkilometer, australisch werden sollen. Schon vor einiger Zeit hat sich Neuseeland und das sogenannte Ross-Gebiet gesichert, Großbritannien das Falkland-Gebiet südlich von Südamerika, so daß nunmehr nur noch zwei schmale Streifen des antarktischen Gebietes „herrenlos“ sind. (Der Genauigkeit halber sei mitgeteilt, daß Frankreich durch den Besitz von Adélienland an dem antarktischen Territorium beteiligt ist.)

Das Südpolargebiet ist damit ebenso in politisch-wirtschaftliche Einflußsphären aufgeteilt wie die nördlichen Polarregionen, freilich mit dem Unterschied, daß sich in die arktischen Gebiete Amerikaner, Briten, Russen, Dänen und Norweger geteilt haben, während die Antarktis praktisch eine Domäne des Britischen Weltreichs sein wird.

Es sind zweifellos nicht Siedlungsgründe, die Australien zu seinem Schritt veranlassen, obwohl Süd-Viktoria-Land und Wilkes-Land die einzigen antarktischen Gebiete sind, auf denen menschliches Leben sich entfalten könnte. Sein Vorgehen entspringt vielmehr wirtschaftlichen Erwägungen. Der Walfang, ein lukratives Geschäft, an dem bislang jeder sich beteiligen konnte, der die notwendigen technischen Hilfsmittel in die Antarktis mitbrachte, wird nun der Kontrolle Australiens unterstellt sein. Dasselbe gilt für die Pelzjagd. Australische Firmen sind bereits dabei, Silberfuchsfarmen in Wilkes-Land anzulegen. Oberflächliche Untersuchungen haben das Vorhandensein riesiger, leicht abbaubarer Kohlenfelder ergeben. Das reiche Australien wird durch die Annektion der südpolarischen Eiswüste noch um vieles reicher geworden sein.

Rechten teilnehmen. Es steht aber noch nicht fest, ob sich auch das passive Wahlrecht auf die Frauen erstreckt.

In New York hat eine junge Stenotypistin, die ihre Stelle verloren hatte, auf eine neue Art den Kampf gegen die Arbeitslosigkeit unternommen. Sie hat sich einen kleinen Wagen

gekauft, in dem sie mit ihrer Schreibmaschine eine Art von fliegendem Büro eingerichtet hat. Große Schilder machen darauf aufmerksam, daß jeder, der Briefe oder sonst etwas zu diktieren hat, den Wagen anhalten möge. So erlebt das uralte Gewerbe des öffentlichen Schreibens eine originelle Auferstehung.

Stolze! — immerhin bedeutend zivilisierter sind, als etwa die Bergwildnis Afghanistans, die geheimnisvolle Dschungel Indiens, die fiebergeschwängerten Wälder Tonkinens und schließlich das von gottlosen und völlig unspöttlich denkenden „Mäubern“ erfüllte große chinesische Reich. Soll man, darf man die heilige Flamme, vom Fackelträger nicht zu reben, der Gefahr aussetzen, in einem Abgrund der Berge Afghanistans ein schmachliches Ende zu finden? Unter den Franken eines benachbarten Tigers zu verlöschen, selbst wenn es zufällig ein königlicher sein sollte, der sich dabei am linken Vorderfuß eine olympische Brandblase zuzog? Soll man es darauf ankommen lassen, daß vielleicht chinesische Mäuber mein lebten Schein der heiligen Flamme unter unheilig spottendem Hohnlächeln den Brief schreiben, mit welchem sie hohes Lösegeld verlangen für den armen Fackelträger?

Ein Feuer läuft durch die Welt

Von Macs

Heutzutage kann eine Idee noch so neu, noch so groß, noch so herrlich sein, sie wird über kurz oder lang von einer neueren, größeren und herrlicheren überboten. Um so mehr, wenn es sich um einen sportlichen Gedanken handelt. Da ruhen die Geister nicht. Sport bedeutet in unserer Zeit Rekord, Uebersteigerung bisher erreichter Leistung, koste es, was es wolle!

Daß Graf Mishimasa Soheji in a, Vortrater Japans im Internationalen Olympischen Komitee, den vom kenntnisreichen Propagandaminister des Dritten Reiches erachteten Fackellauf zu der im Jahre 1940 in Tokio stattfindenden Olympiade wiederholen will, scheint in der Ordnung. Die Geschichte hat lehrthin allen beteiligten Ländern viel Freude gemacht und überall mehr Menschen als begeisterte Zuschauer auf die Beine gebracht, als eine nicht-sportliche Veranstaltung, etwa die Gedächtnisfeier für einen Nationaldichter, jemals vereinigen könnte. Es ist ja auch ganz gewiß etwas Großes und Erhebendes, wenn man denkt, daß da das garantiert echte Original-Olympia-Feuer aus Griechenland durch Bulgarien, Jugoslawien, Ungarn, Oesterreich, die Tschechoslowakei nach Deutschland bis hin zum Altar im Berliner Stadion getragen wird! Getragen von rennenden, schwügenden Männern und Jünglingen, die einer dem andern die Fackel mit dem Originalfeuer — siehe oben — weiterreichen. Und es ist zu begreifen, daß Krupp von Solingen & Co. durch Einbeirat in die größte deutsche Schlosserei Führer der neuen deutschen Rüstungsindustrie, seinen neuesten Hochofen mit diesem wunderbaren Feuer, hergeholt aus dem heiligen Hain im griechischen Olympia, auf dem Umweg über das Stadion in Berlin, mit großer Feierschicht anzünden ließ. Sicherlich werden seine Kanonen und Panzerplatten, gegossen aus dem vom heiligen Feuer geschmolzenen Erz, von ganz besonders gesegneter Qualität und Trefflichkeit sein. Feuz, Ares und vielleicht sogar dessen Fremdin Aphrodite werden über den geheiligten Hochofen wachen . . .

Aber es scheint doch, als ob der japanische Graf sich den Weg, den er für den Fackellauf nach Tokio angibt, nicht genugsam überlegt hat. Das kostbare Feuer, die heilige Flamme, soll nämlich von Olympia über Athen nach Konstantinopel, von da durch Kleinasien, Persien und Afghanistan nach Indien, durch die malaiischen Staaten nach China, und schließlich von Shanghai oder Hongkong zu Schiff nach Japan befördert werden. Wie leicht kann auf diesem gefährlichen Wege dem Fackelträger ein Verkehrsunfall zustoßen! Ist es doch beim Fackellauf zur Berliner Olympiade schon beinahe dazu gekommen, daß die heilige Flamme unterwegs erloschen wäre.

Das geschah drei Kilometer vor der jugoslawischen Stadt Kragujevac und kam daher, daß die dort bereit gehaltenen, von einer reichsdeutschen Fabrik gelieferten Fadeln nicht die vorgeschriebene Brenndauer von zehn, sondern nur eine solche von drei Minuten hatten und mit zischendem Geräusch schnell abbrannten. Während dieser kurzen Zeit konnte aber der Läufer unmöglich den nächsten Fackelträger erreichen und es bestand Gefahr, daß die herrliche Flamme schmachlich erloschen wäre! Nicht zu sagen, wie furchtbar das Unglück gewesen wäre, hätte nicht die Bierbrauerei in dem kleinen Ort Paracin schnell Rat geschafften. In größter Eile wurde aus alten Bierfässern und Kisten ein Scheiterhaufen errichtet, und während die olympische Fackel mit der kurzen Brenndauer zweckmäßig eine Zeilang auf Fahrträdern weitergetragen wurde, begoß man die zu hoher Ehre berufenen profanen Bierfässer mit wohlriechendem Petroleum in Erwartung des Götterfunken, der denn auch noch gerade glimmend ankam und Fässer und Kisten auflockern ließ. So wurde die heilige Flamme genährt und erhalten, bis aus Kragujevac neue Fadeln eingetroffen waren, die die vorgeschriebene Brenndauer besaßen.

Und solches geschah bei einem Lauf durch Länder, die — wir sagen es mit berechtigtem

Rein, verehrter Graf Mishimasa Soheji-ma! Sie können, sie dürfen als verantwortlicher Leiter eines so hochbedeutungsvollen Unternehmens, an dessen Gelingen die Völker der ganzen Welt mehr interessiert sind, als an minder wichtigen Angelegenheiten, beispielsweise der Erhaltung des Weltfriedens, diese drohenden Gefahren des von ihnen angegebenen Weges nicht außer acht lassen! Und dabei wäre der künftige Transport der heiligen Flamme zum Altar des neuen Olympiastadions in Tokio doch so einfach und völlig gefahrlos zu bewerkstelligen. Man sende einen Dampfer der Rippen Dusen Kaisha — um den sportlichen Charakter zu wahren, könnte es vielleicht der schnellste Dampfer der Welt sein — nach Piräus, dem Hafen Athens. Wie schön, wie feierlich wäre es, wenn der mit der Fackel aus dem heiligen Hain in Olympia eintreffende Läufer mit flinken Füßen in den Heizraum stiege und dort ein Kesselfeuer anzündete! Die weiße Flagge mit den fünf bunten Ringen im Lopp, würde der Dampfer das Feuer tief innen in seinem Bauch betahren und treu und sicher nach Yokohama tragen, wo im Kesselraum dann die Fackel neu entzündet wird und die heilige Flamme in raschem Lauf nach Tokio wandert.

So würde das olympische Feuer ähnlich dem Hochofen der Firma Krupp noch außerdem nützliche Arbeit leisten, was man nicht von jeder Sportart sagen kann. Und gewiß werden die Fahrgelder der Passagiere, die sich gerade um dieses Schiff besonders reifen und für einen Kabinenplatz wahrhafte Rekordpreise bezahlen werden, dem japanischen Finanzminister sehr willkommen sein, der zur Zeit seine Sorgen hat wegen der Gelder für den gesteigerten Rüstungsbedarf, die eine zivilisierte Nation nun einmal aufbringen muß.

Ehrung einer Kämpferin

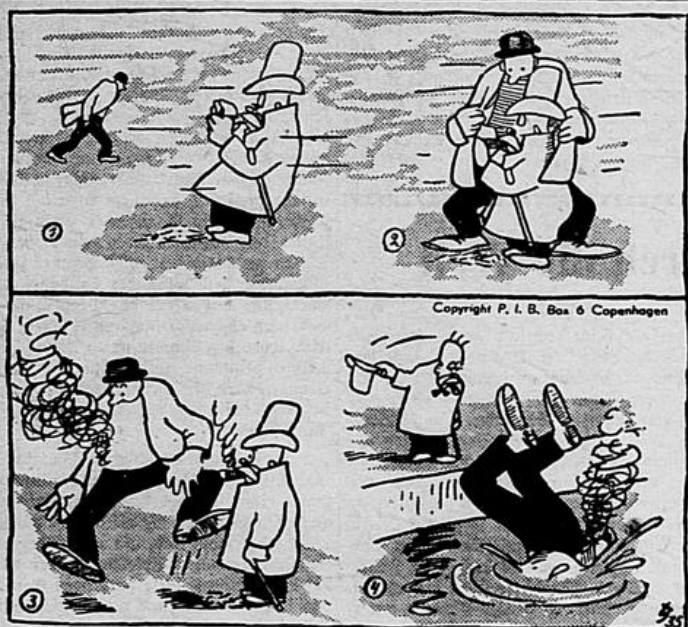
Zum ersten Male trägt eine Briefmarke der Vereinigten Staaten von Amerika das Bildnis einer Frau. Es handelt sich um Susan Browning Anthony, eine mutige Wortkämpferin für die Rechte der Frau, die heute, da alle Amerikanerinnen diese Rechte genießen, fast vergessen war. Doch in einem Lande, das einen weiblichen Arbeitsminister und einen weiblichen Unterrichtssekretär der Finanzen hat, ließ sich nun doch diese Ehrung für eine verdiente Frau durchsetzen, die als Kämpferin ihre ganze Arbeit für die Befreiung der Frau aus dem Gefühl der Nächstenliebe heraus geleistet hat.

Susan Browning Anthony war im Jahre 1820 in einem Dorf des Mittelwestens geboren und besuchte eine Schule, die ihr Vater für die

eigenen und die Nachbarskinder eingerichtet hatte. Als Siebzehnjährige unterrichtete sie selbst an dieser Schule und war dann 13 Jahre lang Lehrerin an verschiedenen Schulen. Nebenbei befaßte sie sich mit Philosophie, Volkswirtschaft und Dichtkunst. Sie sah überall Frauen, die viele Kinder, viele Sorgen und viele Pflichten, aber keinerlei Rechte hatten. Das gab ihr zu denken. Sie setzte sich dann zunächst leidenschaftlich gegen die Sklaverei ein und wurde 1856 vom Staat New York als Vertreterin in die American Anti-Slavery Society gewählt, in die Amerikanische Gesellschaft zur Bekämpfung der Sklaverei. Durch diese Mission gewöhnte sie sich daran, öffentlich zu sprechen und kämpfte von der Rednertribüne aus für die Rechte der Frau. 1868 war sie im Besitz eines Wochenblattes, das für ihre Ideen Propaganda machte. Bald gründete sie die Nationale Vereinigung für das

Frauenstimmrecht. 1878 wurde sie verhaftet, weil sie — o Verbrecher! — bei der Präsidentschaftswahl ihre Stimme abgegeben hatte. Nach dem herrschenden Gesetz wurde sie zu einer Strafe von 1000 Dollar verurteilt, die sie indessen niemals bezahlt hat. Mit drei anderen Frauen schrieb sie dann eine Geschichte des Frauenwahlrechts. Sie starb 1906 in Rochester im Alter von 86 Jahren.

Wenn nun, 80 Jahre nach dem Tode dieser Wortkämpferin, und 16 Jahre nach der Erteilung des Wahlrechtes an die Frauen, die Amerikanerinnen zur Wahlurne schreiten, als ob sich das von selbst versteht, dann wird ihnen vielleicht die neue Briefmarke das Gedächtnis ein wenig stärken. Denn ohne diese heute halbvergessene Frau hätte sich die Entwicklung des Frauenstimmrechtes in Amerika und in der ganzen Welt nicht anders gestaltet. M.F.



Copyright P. I. B. Box 6 Copenhagen

Adamson bekommt Feuer

Nur ein kleiner Spatz

Es ist das übliche Bild. Zuerst bleiben ein paar Schulkinder stehen und schauen aufmerksam in das Blattgewirr des Kastanienbaumes am Straßentrande hinauf. Das ist nicht weiter verwunderlich, aber einige Frauen kommen trotzdem näher, um das Ziel der Blicke zu entdecken. Und bald stehen viele da und gaffen das Wunder in den Zweigen droben an; die menschlichen Affektgebungen sind ja von so primitiver Gleichmäßigkeit und Eintönigkeit, daß sich am Anfang manches Geschehens der weitere Verlauf mit großer Wahrscheinlichkeit voraussagen läßt.

Diesmal ist es ein Spatz, ein ganz gewöhnlicher, grauer Straßenspatz. Man hat ihm eine dünne Schnur um den Hals gebunden und ihn dann in die Zweige gefängt. Man hat ihn regelrecht stranguliert, — wir erschrecken, als wir dies sehen. Er hat die Flügelchen leicht gehoben und die Beinchen zusammengeklammert von sich gestreckt, als hätte er noch in den letzten Sekunden seines kleinen Lebens nach einem rettenden Halt gesucht. Uns fällt auf, daß der mit lichtgrauem Flaum bedeckte Unterleib aufgetrieben ist. Kein Zweifel: Er ist lebend gehängt worden, das kann auch der sehen, der noch nie einen Spaten zu Gesicht bekam.

Vielleicht schwabte er schon einige Tage dort oben; die Blätter verhüllten ihn gnädig, nur riß sie der Herbstwind von den Ästen und gab den Anblick des toten Leichnams des kleinen Proletariats unter den Vögeln frei. — Nebenbei: Wenn die Mächtigen unter den Menschen henken lassen, sind es nicht auch meist Proletarier, die daran glauben müssen?

Der kleine Tote schwankt oben im Wind: Allen Beschloßen zur Warnung, einigen Hochgelobten zur Freude, den Menschen aber zur Schande.

Auch Menschen mit bleichen, hageren, von der Not gezeichneten Gesichtern schauen in das Gezweig hinauf — und finden nichts Grauenhaftes an dem Anblick des toten Tierchens. Hat sie das eigene Elend stumpf gemacht für das Leid der anderen? Sie leben im Dschungel der

Not, ja — aber wie kann es den Menschen gut gehen in einer Welt, in der wehrlose Tiere ermordet werden? Martin G r i l l.

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 22, Post Modlan bei Teplitz-Schönbau.

SCHACHAUFGABE Nr. 310.
Von Josef Hyaš, Hostomitz a. B.
Schwarz: Ke5, Dd5, Te6, Lb3, h8, Bd3. (6)



Weiß: Kg4, Dc8, Td2, h4, Lc8, h2, Sg3, Be4, g5.
Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

LÖSUNGSZUG Nr. 302—al!
Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Nitsch Rosa, Trupschitz; Schöffel Anton, Schönbritz; Dinneber Emil, Tetschen; Tepper Franz, Karisbad; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Chimiak Teo, Schindler Robert, Hofeld Otto, Freundl Anton, König Rudolf, Lohmüller Haus, Tyle, sämtlich Nestersitz; Sturm Heinrich, Brünn; Dreßler Rolf, Vlasim; Chroust Karl, Billn; Hyma Josef, Hostomitz; Übert Erich, Kluschkau; Eichler Otto und Bretschneider Otto, Drakowa; König Anton, Steinwitz Hans, Walter Ludwig, sämtlich Kwikau; Trltsch Gustav, Wisterschan; Tesaf Franz, Suchel; Übert Rudolf, Proseditz.

Jubiläumsturnier Wisterschan.

In der vierten Runde wurden nachfolgende Resultate erzielt: Atus Zuckmantel gewann gegen DTJ Zuckmantel mit 6:2 Punkten, Teplitz gegen DTJ Turn 6½:1½ Punkten für Teplitz. Kwikau schlug seinen Stammverein Wisterschan mit 6½:1½ Punkten.

PARTIE Nr. 115.

Gespielt im Wettkampf um die Kreismannschaftsmeisterschaft in Oberleutendorf am 24. Mai 1936, 5. Brett.

Weiß: Husar Karl, Komotau.
Schwarz: Wiedemann Gustav, Sobrusan.
1. e2—e4 e7—e5
2. Lf1—c4 Sg8—f6
3. d2—d3 Sb8—c6
4. f2—f4? —

Erst sollte Le3 geschehen. Die Entregnung des Schwarzen zeigt klar die Ungefährlichkeit des Zuges f4. Geschieht erst Le3 nebst anschließenden f4, so verliert Weiß allerdings nach eXf4 LxXf4 ein Tempo.

4. ——— Lf8—c5!
5. Sg1—f3 d7—d6
6. Sb1—c3 a7—a6
7. h2—h3 Sc6—a5
8. Lc4—b3 Sa5xb3
9. a2xb3 0—0

Die weiße Stellung sieht nicht gerade sehr rosig aus. Der König kann auf die kurze Seite überhaupt nicht rochieren, die lange Seite ist aufgerissen, alles Folgen von 4. f4?

10. f4—f5 Lc5—a7
Der erste Fehler. Schwarz deplaciert seinen Läufer, der auf a7 zur Untätigkeit verurteilt ist. Etwas besser Tf8—e8. Wenn dann g4, so d6—d5. Wohl entsteht ein schweres Spiel, aber immer noch besser als solche Züge wie La7? Was könnte folgen? Nach d6—d5 wäre, wie leicht ersichtlich e4xd5 ein Fehler, da das Opfer Lxf5 eine ständige Gefahr bildet. Nach g4—g5 aber folgt d5xe4! und wie auch Weiß fortsetzt, dürfte Schwarz die bessere Stellung behaupten können.

11. Dd1—e2 Tf8—e8
Nun ist die vorher angeführte Spielweise nicht mehr möglich.
12. Lc1—g5 c7—c6
13. 0—0 ———

Kleine gegen große Rochade, das gibt Kampf. Weiß hat den Vorteil für sich, daß seine Bauern auf dem Königsflügel für einen Angriff günstiger stehen, während Schwarz am Damenflügel nicht viel anfangen kann. Hier trägt natürlich die ungünstige Läuferstellung viel bei.

14. ——— b7—b5
15. g2—g4 Lc8—b7
Natürlich, daß ja die schwarzen Türme am Damenflügel nicht brohend ins Spiel eingreifen können. Die Läufer besetzen die Felder, wohin eigentlich die Türme gehören. Weiß hat bereits Gewinnstellung.

16. De2—g2! ———
16. ——— d6—d5
Alle Kräfte werden mobil gemacht. Der schwache Versuch, Angriff zu erlangen. Was soll aber Schwarz sonst unternehmen?

17. Lg5xf6 Dd8xf6
18. g4—g5 Df6—d8
19. f5—f6! e7—g6
Nicht das beste. g7xf6 darf natürlich nicht geschehen wegen Matt. Schwarz hat aber bereits keine günstige Fortsetzung mehr.

20. h3—h4 Te9—c8
21. h4—h5 La7—e3+
22. Kc1—b1 Kc8—h8
23. h5xg6 f7xg6
24. Dg2—h3 Dd8—e8
25. Sf3—h4 Ta8—e8

Zieht Schwarz anders, folgt Sx6+ DXS, DXT! Schwarz könnte aber die Partie bereits aufgeben.

26. Dh3—e3 d5—d4
27. De3—g3 d4xb3
28. b2xc3 war schon nicht mehr notwendig.
28. ——— Lb7—c8
29. Th1—h2 Te8—f8
30. Td1—h1 Wie kläglich nehmen sich die Figuren Schwarz gegen Weiß aus. Bei Weiß alles auf Angriff eingestellt, bei Schwarz geben die gleichen Figuren nur ungenügenden Schutz.

30. ——— Tf8—f7
31. Sh4—f3 Dc8—e8
32. Th2—h6 Kh8—g8
33. Dg3—h2 Auch Txxg6 wäre gegangen, denn nach hxx folgt Dh4 mit Matt, aber schönen, eleganter und zwingender ist der Textzug.

33. ——— Dc8—d7
34. Th6xg6+ Kc8—f8
35. Sf3xd5? Zum Schluß noch ein kleiner Fehlzug, der aber nichts mehr verdirbt. Der gegebene Zug war Dh6+ nebst Matt.

35. ——— Dd7—d6
36. Dh2—h6+ Kf8—e8
37. Se5xf7 Kc8xf7
38. Dh6xh7+ Aufgegeben.

Gespielt bis zur letzten Konsequenz. Eine Partie, die klar zeigt, wie man als Schwarz die Eröffnung nicht spielen soll. Der Angriff von Weiß war überzeugend.

Anmerkungen von Josef Schöpka, Komotau.